



Heimat, einmal mit anderen Augen gesehen ...

Peter Renz

Vom Verschwinden der Heimat

Nach Jahrzehnten der kritischen Annäherung an das, was uns Heimat sein kann und darf, scheinen wir uns heute im wieder vereinigten Deutschland unbefangen daheim zu fühlen. Die alten Skrupel sind verflogen, nachwachsende Generationen schwingen bei jeder Gelegenheit schwarz-rot-goldene Fähnchen, selbst die Grünen plädieren für moralisch begründete Einsätze der Bundeswehr, frühere Bedenken europäischer Nachbarn sind zerstreut, sechzig Jahre tüchtige Demokratie und noch tüchtigere Wirtschaftsentwicklung auf deutschem Boden haben das Land zum Stabilitätsfaktor der westlichen Welt werden lassen, Aussöhnungsverträge mit den östlichen Nachbarn garantieren friedliche Grenzen, Deutschland ist wieder wer.

Auf diesem Grund internationaler Wohlgelesenheit wuchs in den Jahren nach der Wende auch wieder ein neues Heimatgefühl in den deutschen Regionen: Von der filmischen Heimat-Saga eines Edgar Reitz bis zur Erfolgsgeschichte zahlreicher Regional-Krimis, von der Renaissance landauf und landab gefeierter Brauchtums- und Heimatfeste bis zu deren medialer Omnipräsenz in regionalen TV-Kanälen erstarkte ein Regionalbewusstsein, das sich nicht zuletzt auch als Widerstand gegen die abstrakte, austauschbare Lebensform großstädtischer Ballungsgebiete verstand.

Auch in der Landschaft zwischen Donau und Bodensee scheint der alte Regionalstolz neu erwacht zu sein, und sei es nur, um der heimischen Touristik auf die Beine zu helfen: barockes Oberschwaben, naturnahes Allgäu und südliches Bodensee-Flair zeigen sich in Hochglanzbroschüren von ihrer schönsten Seite. Nahezu bruchlos in die Gegenwart herübergerettet präsentieren sich die bäuerliche Landschaft wie die sorgsam restaurierten Kleinstädte als eine Art oberschwäbisches Museum des Heimatgefühls. Doch auch hier liegen Schatten auf der ehemals heilen Welt: Wie andernorts auch wirken die Ikonen der Idylle insgeheim wie Fassaden eines schönen Scheins. Wer sich die Mühe macht, genauer hinzusehen, findet neben den museal gepflegten Insignien der bäuerlichen und kleinstädtischen Welt die Bruchstellen zu einer neuen Zeit, die auch in dieser Seelenlandschaft schon längst heraufdämmt.

Ein Blick hinter die Kulissen zeigt unverkennbare Vorbote: Straßenbaustellen im Niemandsland, zerfallene Ställe, ausrangierte Traktoren vor verschlossenen Stadeln, halb abgerissene Bauernhöfe, Plastikplanen als Silageverpackung, überall Knochensteinpflasterungen, handgemalte Hauswandverzierungen, Baustahlgestrüpp am Feldrand, Dorfrandgestaltung im Baumarktdesign, – hilflose Gesten von



SPIEGEL DER SEELE.

Landschaftszeichnungen der Romantik

14.5. – 23.8.2015

Unser Partner:  In Kooperation mit:  **Galerie Stihl Waiblingen**

Der Landkreis Rottweil präsentiert die Ausstellung

JÜRGEN KNUBBEN IM KLOSTER KIRCHBERG

TWINS



denkmal kunst

10. Mai – 25. Oktober 2015
Kloster Kirchberg
Sulz am Neckar-Renfritzhausen

Informationen: Tel. 0741 244-332 und 07454 883-0

Neue Ausstellung in Zwiefalten



Ausstellung

Zur Geschichte der psychiatrischen Pflegeausbildung in Sachsen und Württemberg

20. Mai bis 31. August 2015

Vernissage am Mittwoch, 20. Mai 2015 um 17.00 Uhr
im Casino des ZfP Südwürttemberg in Zwiefalten

Ausstellungsort ist das Verwaltungsgebäude, die Öffnungszeiten sind Mo.-So. 10-18 Uhr.

Württembergisches Psychatriemuseum

Öffnungszeiten
Freitag 13.30 - 16.30 Uhr
Sonntag 13.30 - 17.00 Uhr
Führungen nach Vereinbarung
Tel.: 07373/ 10-3223

Hauptstraße 9, 88529 Zwiefalten
www.forschung-bw.de/history.html



Haus der Stadtgeschichte
Waiblingen

Teil des Kulturufers an der Rems:
Kunst | Kunstvermittlung | Geschichte



Haus- und Bewohnergeschichte | Industriegeschichte
Multimediales Stadtmodell | Exponatgeschichte(n)
Wechselausstellungen | Führungen für Erwachsene
Pädagogisches Begleitprogramm für Kinder in
Zusammenarbeit mit der Kunstschule Unteres Remstal

Öffnungszeiten: Di-Sa 14-18 Uhr | So 11-18 Uhr | Mo geschlossen

Haus der Stadtgeschichte Waiblingen | Weingärtner Vorstadt 20 | 71332 Waiblingen
Tel. 07151 5001-680 | e-mail: haus-der-stadtgeschichte@waiblingen.de

Verschönerungswut. Alles erinnert an etwas, das wir zu kennen meinen, und doch: Es scheint uns fremd, abseitig, wie aus einer Welt, in der man nicht mehr daheim sein kann.

»Ländlicher Raum«, – dieser Begriff meint ein Vertrautes, gleichzeitig wirkt er wie ein Menetekel der Moderne. Da wölbt sich noch ein weiter Sommerhimmel voller Cumuluswolken, doch das Land unter ihm breitet sich wie aus einer anderen Zeit kommend in die Gegenwart aus. Häuser, Äcker und Wiesen erinnern von fern an jene ländliche Beschaulichkeit, in der wir aufwuchsen. Man könnte meinen, es rieche noch ein wenig nach aufgebrochener Erde, nach Streuobst, nach Mist und Heu. Doch nirgendwo begegnen wir dem heimeligen Arrangement aus vertrauten Gerätschaften der jahreszeitlich bedingten Arbeit an der Natur. Heuwender, Leitern, Eggen, Viehtrieb, Pflugschar – mit dem Verschwinden der Gegenstände sind auch die Wörter fast schon vergessen.

Stattdessen reißen Straßenbauten, Autobahnzubringer die weichhügelige Wiesenlandschaft auf, Fahrzeuge bleiben hinter uniformen Garagentoren versteckt, auf Brachland erheben sich gewaltige Silobauten, Lagerhallen verströmen das gesichtslose Flair von Industrieansiedlungen, überall aufgeräumte Zweckmäßigkeit. Ein nüchterner Blick entdeckt eine schleichende Metamorphose, die unser gewohntes Bild von dörflicher Welt zersetzt.

Heimat, so erfahren wir von Ernst Bloch, ist etwas, »das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war«. Ein Ort also, auf den wir noch hoffen. Wer in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Oberschwaben aufgewachsen ist, fühlte sich dort längst angekommen. Kaum eine Landschaft des deutschen Südwestens hat sich so lange bis fast in die Gegenwart eine ähnliche Balance zwischen Natur, Arbeit und Kultur bewahrt wie der ländliche Raum zwischen Donau, Allgäu und Bodensee. Nun sickern auch hier, wo »Heimat das schönste Wort für Zurückgebliebenheit« schien (Martin Walser), in das organisch Gewachsene zunehmend die Vorboten der Modernisierung.

Entfernte Ähnlichkeit mit dem so lange gepflegten Inbild verspricht das Foto von Claudio Hils¹: Ein Apfelbäumchen vor weit gedehnter Landschaft aus Löwenzahnwiese und blühendem Rapsfeld, fernem Waldsaum, über dem sich ein klarer Himmel spannt. Ein scheinbar tröstlicher Naturanblick, Arkadien in

Oberschwaben, wäre da nicht die hölzerne Krücke, mit der dieses Apfelbäumchen gestützt werden muss. Wir spüren: Nichts ist heil geblieben, überall breitet sich der Schatten der Versehrtheit aus. Ein Bild, das die blühende Landschaft ins Unwirkliche verklärt. Es erinnert an eine gemalte Idylle und führt uns gleichzeitig vor: Das ist nur Abbild einer inneren, aufbewahrten Ikone, in der uns jener Ort der Kindheit, das Inbild von Heimat, noch einmal aufscheinen mag, bevor es verschwindet.

In der Abwesenheit der Idylle, der neuesten Gegenwart unserer Landschaft, herrscht die synchrone Zeit. Der Anblick lässt frösteln: Neben halb zerfallenen Scheunen und Bauernhöfen ragen nüchterne Zweckbauten, die sich um ländliche Charakteristik nicht scheren. Umrahmt von frühlingshaftem Blütenzauber liegen zerfledderte Plastikplanen wie erstarrte Meeresbrandung in der Wiese, während die weißen Silagewalzen als rätselhafte Kokons auf ihre Enthüllung warten.

Das Heraufdämmern dieser neuesten Sachlichkeit verdankt sich der Schubkraft der Ökonomie. Abriss, Planierung und Begradigung sind die Vorboten der Transformation einer Lebenswelt, die sich auf all das nicht mehr berufen kann, was ihre bisherige Bestandsgarantie schien: Originalität, Sturheit und Eigensinn. Uniforme Hallen zerschneiden die gewachsenen Formen mit kalter Geometrie, vor dem weiten Wiesenhorizont mit Stromleitungen markieren rote Hinweisschilder die unterirdisch verlaufende Gasleitung wie Signale für die neue Zeit. Golfplätze, begradigte Flussläufe und betongepflasterte Wege und Plätze verbreiten den zweifelhaften



Abseits / 18



Abseits / 50

Charme eines anonymen Vorstadtfreizeitgeländes. Was nicht mehr bewohnbar ist, wird mit Plastikplanen und Brettern vernagelt.

Wo die Transformation noch nicht angekommen ist, nagt derweil der Zerfall. Viele noch bewirtschaftete Stallgebäude haben jedes Flair verloren. Bei Umbauten und Anpassungen gibt man sich erst gar keine Mühe mehr. Der nüchterne Zweck legitimiert die Mittel. Tröge, Wannen und Kleingerät wirken wie Flickwerk einer Gelegenheitslandwirtschaft, die sich nur noch mit dem Nötigsten behilft. Überall spürt man die Flüchtigkeit, mit der vielerorts Nebenerwerb betrieben wird. Landwirtschaft im Abwicklungszustand. Wie ein Fossil aus fernen Tagen steht irgendwo ein fahruntüchtiger Traktor vor verschlossenen Scheunentüren, Wind und Wetter ausgesetzt als trotzig Abschiedsskulptur einer versunkenen Betriebsamkeit, in der sich tägliche Mühen um Hof und Vieh noch gelohnt haben.

Die unnachsichtige Globalisierung der Märkte straft jene Lügen, die auf konservative Beständigkeit hofften. Modernsein verlangt heute den Dienst am Verwertungsinteresse. Die unvermeidlichen Kollateralschäden an Haus und Hof läuten den Abschied vom gestrig-verträumten Oberschwaben ein. Beschädigt wird allerdings nicht nur die ländliche Bausubstanz, indem sie die Angleichung an die architektonische Wüstenei der Stadtränder erzwingt. Was Mitscherlich einst für die Städte kon-

statierte, gilt nunmehr auch für den ländlichen Raum: Die Ankunft der Moderne auf dem Land erzeugt auch hier eine »Unwirtlichkeit«, die bis hinein in die Lebensart reicht.

Dabei erweckt vieles den Eindruck von Aufbruch. Gasleitungen und Fernwärmeanschluss, Satelliten- und Kabelverbindungen als Baustellen einer Technologie, die vor keinem abgelegenen Winkel Halt macht, versprechen auch dem Niemandsland Anschluss an die Gegenwart des globalen Dorfes. Doch leere, vor allem menschenleere Plätze verraten wohl eher: Hier bricht niemand auf, hier duckt man sich, fügt sich ins Unvermeidliche.

Fortschritt kennt keine Rücksicht. Die Brachialgewalt, mit der sich gegenwärtig Veränderung vollzieht, gleicht fast jener eiszeitlichen Vergletscherung, unter der sich einst die Moränenhügel bildeten, die das heitere Erscheinungsbild unserer Gegend ausmachen. Diese Landschaft kennt es, unterm Eis zu liegen für Jahrtausende. Doch heute rühren andere Kräfte an den Schlaf der ländlichen Welt. Ihr Ziel ist: ökonomischer Nutzen, ein Prinzip, das längst wie eine zweite Natur alles Lebendige durchdringt. Wer ihm verpflichtet ist, kann sich um die Befindlichkeit Betroffener nicht kümmern. Einwände gegen allzu zügellose Modernisierung verhallen im Jagdlärm der Wachstumsstrategien. Wo alle Welt Anschluss halten muss an die Beschleunigung des Lebens, wird der ländliche Raum zum



Abseits / 39

Durchzugsgebiet von Effizienzstürmen, denen kaum ein Landwirt standhalten kann. An die Stelle von historisch gewachsenen, meist kleinteiligen Lebens- und Arbeitsformen tritt die Maßlosigkeit der Moderne. Überdimensionierte Hallen und Lager, Gerätschaften und Traktoren gleichen mehr und mehr dem gigantischen Technologiepark rohstofffördernder Industrien. Statt unverwechselbarer Eigenart herrscht uniforme Mächtigkeit.

Nicht von ungefähr verdankt sich das Elementarmaß landwirtschaftlicher Fläche, der Morgen, dem Quantum leistbarer Arbeit, das früher ein Bauer mit einscharigem Pferde- oder Ochsenpflug an einem Vormittag zustande brachte. Diese Zeiten sind längst vorbei. Wo das menschliche Maß so gründlich verloren geht wie in der industriell aufgerüsteten Landwirtschaft von Agrargroßbetrieben, verschwindet zudem auch das, wofür die ländliche Lebenskultur nicht selten belächelt wurde: Ihre Sorge ums Einzelne. Anzeichen von Wind und Wetter, Eigenart des Bodens, Besonnenheit und Aufmerksamkeit für die natürlichen Lebensumstände waren über Jahrtausende die Garanten fürs Wohlergehen von Mensch und Tier. Verschwendung oder Achtlosigkeit rächten sich ebenso wie übertriebener Geiz. Glück und Erfolg verdankten sich einer achtvollen Balance zwischen Geben und Nehmen. Die dabei waltende Sorge und Sorgfalt hatten ja als ihr schönes Nebenergebnis eben auch jene Ästhetik der ländlichen Lebenswelt hervorgebracht, die nicht nur im Idealbild der Heimat aufbewahrt scheint, sondern die auch den Traum des möglichen Einvernehmens zwischen menschlicher Daseinsfürsorge durch Arbeit und Existenzrecht der Natur genährt hatten. Gemeint war damit nichts anderes als: Kultur.

Die moderne Globalisierung kennt weder Demut noch »falsche Bescheidenheit«. Ihr Credo wird an der Börse formuliert. Ihre Missionare in Nadelstreifen singen den Einheitschor des globalen Dorfes und meinen die effiziente Gleichschaltung aller Lebensbedingungen. Eigenart wird auf dem Altar der Rentabilität geopfert.

Gegen die drohende Zerstörung der ländlichen Lebenswelt erhob sich vor Zeiten der Schlachtruf: »Unser Dorf soll schöner werden.« Eine Losung, die in sich schon den Keim des Scheiterns trug. Mit Reparaturen nach normierten Vorbildern ist die verlorene Originalität nicht zu retten. Schönheit, wo sie im Alltag aufscheinen mag, ist Ausdruck einer geglückten Lebensform, unverwechselbares Ergebnis von Arbeit im Einklang mit der Natur.

Was einmal mit von oben verordneter Flurbereinigung in den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts begann, ist heute zur »Originalitätsbereini-

gung« aus ökonomischem Zwang geworden, einer Gleichschaltung mit der sattsam bekannten städtischen Zersiedelung, vielleicht die Bereinigung des Ländlichen überhaupt. Wo sind die regionalen Baubehörden geblieben, die noch in den Achtzigerjahren im sogenannten »Außenbereich« fundamentalistisch jede Verbreiterung einer Dachgaube mit unerfüllbaren Auflagen verhinderten? Novellierungen des Baurechts haben längst die Schleusen geöffnet. Bei aller sinnvollen Flexibilität für die Landbewohner hat der bauordnungspolitische Freibrief letztendlich die Landschaft zur schlichten Verwertungsgröße gemacht: Durchfahrtsgelände, Freizeitpark, Großraum für Monokultur.

Die so entstandene und weiter entstehende Unwirtlichkeit des ländlichen Raums mit ihren seltsam anmutenden Verwandlungen und Adaptionen



Museum Biberach

Museumstraße 6 • 88400 Biberach • Fon 07351 51-331
Di – Fr 10 – 13 Uhr, 14 – 17 Uhr, Do – 20 Uhr • Sa, So 11 – 18 Uhr
www.museum-biberach.de



Abseits / 24

des Kleinstädtischen verdankt sich dem Anpassungsdruck an eine formierte Lebenswirklichkeit. Sie beginnt mit Baumarkt-Gipsfiguren im Vorgartenstreifen, funktionslos gewordenen Gebäuden und endet mit abstrakten Stahlskulpturen auf dem betonbewehrten Kirchplatz. Bald jede Zweihundertseelengemeinde walzt ihre Dorfmitte zum asphaltierten Kreisverkehr aus, über den die Dreißigtonner-Diesel ungehindert ihre gigantischen Frachten in jeden Winkel der Republik transportieren können. In Dorfrandsiedlungen gibt sich die Fertighausarchitektur den Schein südländischer Leichtigkeit, fünfstöckige Terrassenbauten signalisieren die endgültige Verwandlung der Dorfränder zu Schlagsiedlungen. Was in den Sechzigerjahren die Zentren der kleinen und mittleren Städte heimgesucht hat, – der verantwortungslose Abriss gewachsener Bausubstanz und ihr »Ersatz« durch unansehnliche Betonklötze, – ist inzwischen auf dem flachen Land angekommen. Ohne Dorfentwicklungsplan scheint die ungebremste Ausweisung neuer Baugebiete zum Allheilmittel ländlicher Besiedlungspolitik geworden, getreu der Losung: »Unser Dorf soll größer werden!«

In dieser aufgezwungenen Adaption der Moderne ist aber auch eine fast renitente Hilflosigkeit zu spüren, ein ästhetischer Widerstand aus innerer Emigration: Verzierung als Revolte gegen die Zumutung. So besehen haben die handgemalten Pferdeköpfe an den Zweifamilienhäusern fast etwas Anarchisches. Verzweifelte Wut über den endgültigen Verlust der ehemals natürlichen Lebenswelt. Gedenken an ein verschwindendes Daseinsgefühl, an das, was einmal war und nie mehr sein wird.

Der ursprüngliche Zusammenhang von Arbeit und Leben, der die dörfliche Welt über Jahrhunderte auszeichnete, scheint unrevidierbar zerschlagen.

Was bleibt, ist das pure Wohnen in einer Umgebung, die an jeder Ecke nur noch erinnert ans Tätigsein. In ihrer Beschränkung auf Übernachtung und Freizeit verwandeln sich die Häuser entlang der Dorfstraßen in abweisende Zwingburgen einer Privatheit, die das Landleben so nicht kannte. Neben aller Mühsal war bäuerliche Arbeit vor allem ein öffentliches Geschehen. Jeder Handgriff im Hof und auf dem Feld vollzog sich nicht nur vor aller Augen, sondern stiftete dadurch gerade jenen Lebenszusammenhang, der dieses mühevoll Dasein erst lebbar machte.

Freilich ein Dasein, dem niemand nachtrauert. Die Ordnung der alten ländlichen Heimat war immer auch Knechtschaft, das tägliche Leben ein »Mordsverlitt« im Joch

von Grundherren und den Unwägbarkeiten von Wetter und schmalem Ertrag. Dieser Daseinsform leidlich entronnen, sieht sich der heutige Landwirt jedoch einer Macht gegenüber, gegen die kein Hoffen mehr hilft. Der Blick hinter notdürftig intakt gehaltene Fassaden lässt etwas ahnen von der Unaufhaltsamkeit, mit der die Wucht der Globalisierung auf den ländlichen Raum zukommt und das Vertraute so grundlegend umkrempelt, dass wir uns fühlen wie ausgesetzt. Eine unbelebte Zwischenwelt, in der man nicht mehr heimisch bleiben und erst recht nicht werden kann. In all den Wandverzierungen und drapierten Gipskulpturen, den oleanderbepflanzten Kübeln und Holzspeichen-Zierrädern, den Baumarkt-Fertigzäunen und Panorama-Malereien von friedlich weidenden Kühen scheint daher noch etwas nachzuklingen vom Schmerz über den Verlust der Eigenart.



Abseits / 21



Nach Spuren von Tätern sucht man vergebens. Anonyme Mechanismen von Markt und Preis haben kein Gesicht. Zu sehen ist nur ihre trostlose Hinterlassenschaft: Schürfungen, Umbauten, Beschädigungen und Zurichtungen der alten dörflichen Welt muten wie der unsentimentale Eingriff einer Modernisierungsbrigade an, die ihre Arbeit nicht zu verantworten hat. Wir sehen nur befremdliche Ergebnisse. Niemand scheint das gewollt zu haben. Zerfallende Giebfassaden, unaufgeräumte Hinterhöfe, Artefakte bäuerlichen Lebens am Wegesrand.

Was bleibt, sind Fragen. Manche Hausfassaden erwecken den Eindruck, als könne aus ihnen noch etwas sprechen, das uns das Leben der Bewohner verrät. Deren Abwesenheit jedoch deutet auf Flucht, auf Verzagen angesichts aussichtsloser Bemühung. Meist scheint die dörfliche Welt am Tag seltsam entvölkert. Die wenigen, die nicht schon in aller Frühe in die Städte zur Arbeit geeilt sind, wirken eher ratlos: Alte Frauen und Männer, vereinzelte Spaziergänger in der Betrachtung begradigter Natur, Golfspieler beim Übungsschwung. Sie alle haben nicht wirklich teil an dieser fremd gewordenen ländlichen Welt, die trotz ihrer Unwirtlichkeit zumeist so aufgeräumt wirkt, wie jene besagten Wohnzimmer, in die man sich nie setzen mag. Was dieser Welt zutiefst fehlt, ist Lebendigkeit.

Fortschrittsbesessene Weltbürger brauchen keine Heimat. Zumal sich das, was früher einmal eine halbwegs überschaubare heimatliche Umgebung gewesen sein mag, im Zuge digitaler Netzwerke

längst ins Globale verflüchtigt hat. Die Postmoderne ist mit der flächendeckenden Verkabelung auch im hinterletzten Dorf angelangt.

Dort allerdings droht den traditionellen sozialen Organisationen in Vereinen, Dorfkneipen und Kirchengemeinden der schleichende Zerfall. Übrig bleibt eine allgemeine Vereinzelung, in der die nostalgische Sehnsucht nach sozialen Formen der Vergangenheit aufkeimt. Überall treffen sich Menschen und spielen Mittelalter oder Steinzeit, versuchen sich in alten Handwerkstechniken, bauen ganze Feriendörfer mit Lehmziegeln und Strohdächern, aus lauter Sehnsucht nach Einfachheit, die ihnen ihr Leben nicht mehr bieten kann.

Aber es gibt keinen Weg mehr zurück. In Zeiten, in denen die ständige mediale Präsenz mehr Vertrauen erweckt als die Begegnung mit dem Nachbarn an der nächsten Tür, stiften soziale Netzwerke die digitale Illusion eines körperlosen Zusammenhangs, der sich freilich mit einem Klick in die Anonymität verflüchtigen kann. In Netzwerken kann man nicht zusammenwachsen.

Daneben versuchen mediale Spartenkanäle das Bedürfnis nach Heimat zu stillen: Regionale TV-Programme mit ihren provinziellen Fokussierungen werden zum Heimateerlebnis aus zweiter Hand. Dies gilt für vereinsamte Bewohner der ländlichen Gegenden wie für den türkischen Immigrant in der Ruhrgegend, der sich mit anatolischen Satellitenkanälen vor der Assimilation an seine deutsche Umgebung abschottet.



Auch wenn die Hintergrundgeräusche laufender TV-Geräte in jeder Wohnung, jeder Kneipe zum integralen Bestandteil moderner Zugehörigkeitsgefühle geworden sind: Was Fernsehbilder nicht stiften können, ist Heimat.

Die Region Oberschwaben hatte das Glück, anders als viele deutsche Städte, die verheerenden Kriege des letzten Jahrhunderts fast unbeschadet überdauert zu haben. Nur in Friedrichshafen wütete das Bombardement der Alliierten und legte die Stadt in Schutt und Asche. Der Rest blieb heil, als sei nichts geschehen. Noch Jahrzehnte nach dem Ende des letzten Krieges sah es in manchen Gegenden des Oberlandes aus wie in Bilderbüchern früherer Generationen.

Dieses Bild einer unversehrten Heimat hält sich bis heute in unseren Köpfen und nährt die Vorstellung vom ungefährdeten Fortdauern ländlicher Idylle aus charakteristischen Kirchtürmen, seliger Barockverspieltheit und markanten Fachwerkmustern vor sanft bewegter Drumlinlandschaft. Je länger wir aber an diesem Kindheitsbild festhalten, umso größer wird die Drift zwischen Wunsch und Verlust.

Die beschriebenen Anzeichen der Entzauberung der oberschwäbischen Idylle belehren uns eines Besseren: Wir kommen nicht umhin, dem schönen Schein der heilen Welt auf dem Lande die Wahrheit seiner längst in Gang befindlichen Zersetzung entgegenzuhalten.

Unser Blick auf die fast magische Schönheit der hiesigen Landschaft weist denn auch hinaus auf das Abwesende, welches dem Anblick wie eine Aura innewohnt und nicht zum Schweigen zu bringen ist.

In ihrer stummen Gegenwart verlangen die Hügel und Täler, die Höfe und Felder nach den Namen derer, die da gelebt haben; doch ihr Erscheinen gelingt nur in der Erzählung, die diese Bilder in uns beschwören.

Touristische Beschönigung einer verschwindenden Lebensform bewahrt nicht die Würde dieser Landschaft. Ein Museum ist keine Heimat. Allenfalls ein Ort, an dem die Erfahrungsgeschichte mit dem Leben in dieser Region aufgearbeitet werden kann. Wer die sich verändernde Welt der oberschwäbischen Heimat bloß nostalgisch restaurieren will, den bestraft die Zukunft. Dem unaufhaltsamen Wandel bleibt nur der hilflos ausgesetzt, der ihn nicht wahrhaben will.

Es gilt, sich dem Abschied von gestern nicht länger zu widersetzen, sondern die Veränderungen kritisch anzunehmen. Das Wirkliche, das dann sichtbar werden kann, braucht unsere ungeteilte Aufmerksamkeit.

Schon einmal, in ihrer vorsichtigen Resistenz gegen den NS-Staat, hat diese Region Kräfte mobilisiert und ein Gemeinschaftsgefühl der »Oberschwaben« gestiftet, an das anzuknüpfen wäre. Aus der Selbstaufklärung der Region, von der hier schon mehrfach die Rede war, sollte spätestens heute demokratische Selbstbestimmung wachsen. Wer sich als Region dem Diktat der neoliberalen Globalisierung unterwirft, wird zur Provinz. Deren Schicksal – das habe ich an vielen Stellen betont – ist nicht der geografischen Lage geschuldet. Provinz ist da, wo man sich mit weniger zufrieden gibt, als möglich wäre. Es gibt genügend Beispiele in dieser deutschen Republik, in denen mündige »Regionalbürger« ihre Angelegenheiten in die Hand genommen haben:

Dezentrale Energieversorgung, regionale Erzeugermärkte, selbstverwaltete Wasser- und Abwasserwirtschaft, umweltverträgliche Industrieentwicklung, nachhaltige Bodenbewirtschaftung, regionale Diversität und Arterhaltung statt Monokultur, Stärkung der regionalen Selbstverwaltungsstrukturen sind nur einige der mancherorts schon realisierten Bestrebungen, mit denen regionale Eigenart *und* Zukunft gesichert werden können.

Und wenn wir – wie in Mannheim und Büchenbeuren, in Metzingen, Eichstätt und andernorts – bereit sind, jene in Gastfreundschaft aufzunehmen, die – ob auf der Flucht, auf Suche nach Asyl oder als Einwanderer – bei uns ein Zuhause suchen, könnte der Heimat, die wir zu verlieren drohen, ein neuer Sinn aufscheinen.

Heimat finden verlangt heute beides: Liebe zur humanen Tradition und Offenheit für zukunftsichernde Veränderung. Bodenständigkeit und regionale Netzwerke, ökologischer Fortschritt und kulturelle Eigenart, Hightech und Barock.

Das Ideal von Heimat war schon immer ein utopischer Ort der Sehnsucht. Die Bürger einer Region können sich mit dem Schmerz dieser Unerreichbarkeit versöhnen, indem sie nachhaltig Verantwortung übernehmen für ihren realen Lebensraum und dessen Ankunft in der Gegenwart. So könnte ihnen im Verschwinden der alten etwas aufgehen über die Einmaligkeit einer gemeinsam gestalteten künftigen Heimat.

ANMKERUNGEN

1 Claudio Hills: abseits-aside-à l'écart, Tübingen 2012.



Abseits / 27

Dieser Text verdankt sich den Anregungen durch die Fotografien von Claudio Hills und wurde geschrieben für dessen Fotoband »abseits – aside – à l'écart«, Tübingen 2012. Die vorliegende, überarbeitete und erweiterte Fassung entstammt meinem Buch: »HEIMAT. Ausflug in ein unbekanntes Land«, Klöpfer & Meyer, Tübingen 2015.




Freilichtmuseum Beuren
 Museum des Landkreises Esslingen
 für ländliche Kultur
 In den Herbstwiesen, 72660 Beuren

Telefon 07025 91190-90
 info@freilichtmuseum-beuren.de

Öffnungszeiten
 29. März bis 8. November 2015
 Di–So 09:00–18:00 Uhr

Informationen zum Museumsdorf
 und zum Veranstaltungsprogramm:
www.freilichtmuseum-beuren.de

 Landkreis
Esslingen

NEU: BAUERNSCHLOSS